

# Das Pfennig-Magazin

für

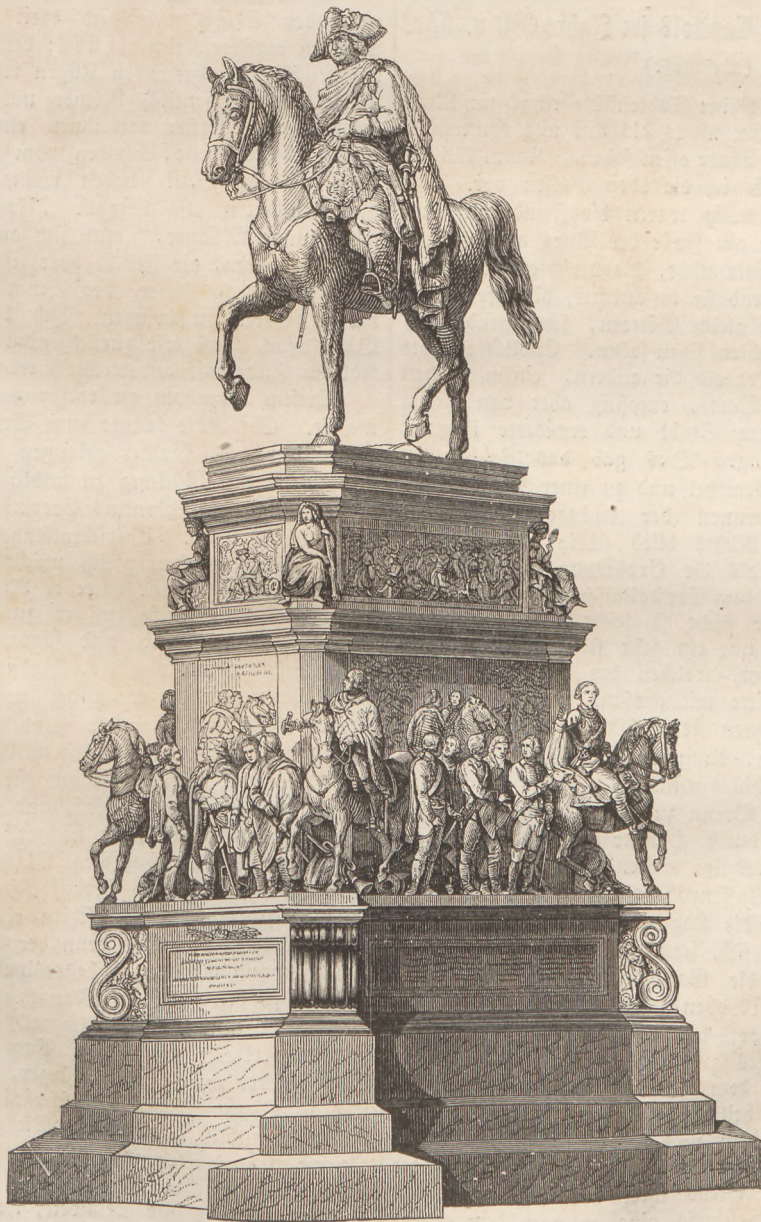
## Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 456.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[27. September 1851.

Die Reiterstatue Friedrich's des Großen, von Rauch.



Dieses Monument, das seit kurzem erst eine Hauptzierde Berlins bildet, ist eine der bedeutendsten Schöpfungen der gesammten Bildhauerkunst der Jetztzeit. Wir dürfen die nähere Bekanntschaft mit ihren Ein-

zelheiten bei den meisten unserer Leser voraussetzen. Sei es uns vergönnt, bei Dem, was das Ganze krönt, mit ein paar Worten stehen zu bleiben, bei der kolossalen Reiterstatue Friedrich's. Das herrlich gebildete



Pferd schreitet ruhig; Friedrich in seiner bekannten einfachen Tracht, die ein Hermelinmantel umhüllt, hält mit der Linken die Zügel gefaßt, während die Rechte, an welcher der Krückstock herabhängt, in die Seite gestemmt ist. Diese Haltung ist anspruchslos und zeugt doch von der stillen Hoheit ruhigen Selbstbewußtseins. Der geistreiche Kopf, voll sprühenden, gewaltigen Lebens, ist vom Künstler trefflich wiedergegeben. Der Hermelinmantel war nothwendig, wenn die Gestalt in der bedeutenden Höhe nicht winzig erscheinen sollte. Man mag einem solchen Manne kühn den Königsmantel um die Schultern geben, sollte er ihn auch nie getragen haben.

## Die Belagerung des Capitols im Jahre 390 v. Chr.

(Beschluß.)

Es war solchergestalt eine Todtensille rings um Rom herum, daß die Gallier nichts als List und Hinterhalt wähten, als sie die Thore offen sahen. Kaum Schritt vor Schritt rückten sie in die öden Gassen vor. Die Nacht brach ein; allmählig waren die Feinde auf dem großen freien Raume am Fuße der Burg angekommen und wagten noch immer nicht, die verschlossenen Häuser zu öffnen, während sie in andern, die offen standen, würdige Greise gleich Göttern, schweigend, auf ihren glänzenden Stühlen sitzen sahen. Endlich näherte sich ein Gallier, keder als die andern, einem solchen und faßte ihn beim Barte, empfing aber von diesem einen Schlag mit dem Stabe und erwiderte ihn mit grausamer Ermordung. Dies gab das Zeichen zu einem allgemeinen Gemegel und zu einer Plünderung, die mit dem Anbrennen der leichtgebauten Häuser selbst endigte. Nichts blieb übrig, Rom's Dasein zu vernichten, als die Eroberung des Capitols, d. h. der Burg auf dem Capitolinischen Berge. Diese Aufgabe jedoch war nicht so leicht für eine wilde Menge. Es führte nur ein sehr steiler Weg hinauf, und der erste Sturm, welchen der Brenn zu unternehmen befohl, endete mit großem Menschenverluste. Die Römer ließen ihren Feind bis auf die Hälfte des Wegs heraufkommen, dann brachen sie heraus, um ihn desto schneller hinabzustürzen. „Hier gibt es nur ein Mittel“, sprach Brenn zu seinen Gefährten, „wir müssen die Römer durch Hunger zwingen!“ Und so lagerte sich das Volk im weiten Kreise ringsumher. Es trat nun eine Waffenruhe ein, die nicht verabredet, sondern durch die Lage der Dinge geboten war. Die Römer durften sich, schwach, wie sie waren, nicht herunterwagen und die Gallier hatten nicht mehr den Muth, das Bollwerk oben zu erstürmen. Nur selten kam ein Auftritt vor, der das Einerlei unterbrach. So stieg eines Tages zum Staunen der Gallier ein junger Römer aus dem Capitol herab, in Priesterkleidern angethan, heilige Gefäße tragend. Es war ein Jüngling aus dem uns bekannten Geschlecht der Fabier. Stolz und ohne Furcht schritt er durchs Lager der Gallier; nicht achtend ihrer drohenden Geberden und des tobenden Geschreis ging er nach dem gegenüberliegenden Quirinalischen Berge, opferte da den Göttern und begab sich ebenso durch das feindliche Lager zurück. Keiner der rohen Barbaren, sagt Livius, wagte Hand an ihn zu legen. Seine Ruhe und die Scheu vor den Göttern lähmte ihre Zunge wie ihre Hand.

Inzwischen ereignete sich etwas, woran die Gallier

nicht gedacht hatten. In Ardea, einer uralten Stadt in der Nähe Roms, lebte ein tapferer, vornehmer Römer, Furius Camillus, der sich selbst dahin verbannt hatte, um diesem Schicksale in Rom zu entgehen, wo das Volk gegen ihn in Folge seines Stolzes und seiner großen Habucht so aufgebracht war, daß es ihn vor Gericht zu stellen verlangte, und schon abwesend verurtheilte man ihn. Bei allen seinen Fehlern jedoch schlug sein Herz warm fürs Vaterland und er that Alles, die Bürger von Ardea zum Angriff gegen die gallischen Horden aufzureizen. Dies glückte ihm auch endlich. Eine Schar junger Freiwilliger stellte sich unter seinen Befehl und mit ihnen überfiel er in der Nacht eine große Rotte der Gallier, die schlaftrunken, von Wein berauscht, kaum einzeln zu den Waffen greifen konnten. Der glücklich ausgeführte Streich regte den Muth weit und breit auf. In Menge strömten wackere Krieger herbei; denn die Gallier machten bei ihren verheerenden Zügen keinen großen Unterschied. Was eigentlich Römer und Nicht Römer seien, konnte den wenigsten von ihnen einleuchten. Ueberdies kamen täglich neue Scharen vom Po her, die auch Theil an der Beute haben wollten. Sie verheerten und plünderten also überall. „Camillus“, riefen alle solche junge Männer, „muß sich an die Spitze stellen, Rom zu retten, die Feinde dort zu vernichten!“

Nein, sprach dieser, der Senat hat mich erst wieder zu Ehren zu bringen. Ich bin verbannt. Der Bannspruch muß erst zurückgenommen und der Befehl im Felde mir anvertraut werden.

Diesem Begehren zu entsprechen war keine Kleinigkeit. Ein Votum konnte zum Senat im Capitol nur mitten durch die Gallier gelangen und mußte in gleicher Weise den Rückweg zu finden wissen. Jedoch ein junger Wagemuth, Pontius Corvinus, unternahm den gefährlichen Weg. Unererschrockenheit, Vaterlandsliebe und Ehrgeiz wirkten gleich mächtig bei ihm. Beim Untergange der Sonne hatte er Rom's Burg vor Augen. Die Liberbrücke ließ er zur Seite, die feindlichen Wachen meidend, und schwamm, indem er sich mit Kork umbunden hatte, hindurch. Wo die feindlichen Lagerfeuer am wenigsten leuchteten, dahin richtete er die fernern Schritte, und so kam er an den Capitolinischen Berg, von keinem Gallier bemerkt. Gerade hier war der Felsen am steilsten; doch muthig kroch und kletterte er hinauf, und nach unerhörten Anstrengungen, keuchend, in Schweiß zerfließend, konnte er sich endlich den römischen Wachen zu erkennen geben, die ihm vollends heraufhelfen und zu den Befehlshabern führten. Es schien ein Engel vom Himmel gekommen zu sein, denn der Muth Aller im Capitol schwand mit den Lebensmitteln zugleich; bereits ging es in den siebenten Monat, daß man nichts als die Feinde unten, den Himmel über sich sah. Mit Freuden erklärte man, daß Camillus nicht allein in Rom wieder wie früher Bürger, sondern gleich von jetzt an Dictator, der unbeschränkte Herr über Alles in der Republik sein solle. Mit gleicher Beschwerte, gleicher Behutsamkeit und gleichem Glück trat der junge Römer den Rückweg an, und auf dem Capitol zählte man schon Tage und Stunden, wo Camillus die Gallier angreifen würde.

Doch was gerade zur Befreiung des Capitols dienen sollte, schien die Vernichtung desselben zu veranlassen. Am nächsten Morgen bemerkte eine gallische Streifwache, daß von unten bis oben auf den höchsten Gipfel des Berges hier das Gras abgerissen dort das Gesträuch gebeugt, dann wieder ein Stein



herausgebrochen oder im Boden die Spur von einem menschlichen Fuße sei. Es mußte Jemand hinaufgeklettert sein. Die Wache meldete es gleich dem Brenn; dieser befahl Alles, machte denselben Schluß, befahl dieses Schweigen zu beobachten und theilte, was er gesehen hatte, einem Kriegsrathe mit. „Die Römer“, schloß er, „zeigen uns selbst den Weg, und nur ein Feiger kann sich weigern, ihn zu betreten. Wo ein Mensch hinaufkommt, können auch Viele hintereinander hinaufklimmen und zwar viel sicherer, da einer den andern unterstützen wird.“

Die Sache schien Allen klar und thunlich; es wurden alle Anstalten getroffen. In einer der nächsten dunkeln Nächte setzte sich eine große Schar ganz still in Bewegung; eine lange Reihe, Mann hinter Mann, klimmte hinauf, an der Hand von den Vordern gezogen oder im Rücken von den Nachfolgenden gestützt und gehoben, bis endlich die zwei Ersten sich schon über die Mauer schlangen. Die wenigen Wachen auf diesem Punkte schliefen, die verhungerten Hunde rührten sich nicht, da ihnen, als sie knurrten, Brotkrumen zugeworfen wurden; Alles versprach dem kühnen Unternehmen den besten Ausgang, als auf einmal die im Tempel der Göttin Juno geweihten Gänse ihr arges Geschrei so laut ertönen ließen, daß alle Römer aufsprangen und zu den Waffen griffen. Die zwei erwähnten Gallier küßten ihren Muth mit dem Tode. Ein kräftiger, unerschrockener Römer, Manlius, stürzte ihnen entgegen und hieb dem Einen die Hand ab, indem er den Andern mit dem Schilde gegen Brust und Kopf stieß, daß er rücklings hinabstürzte. Inzwischen war die ganze römische Besatzung auf die Beine gekommen; es regnete einen Hagel von Pfeilen und Steinen auf die lange Reihe der Hranklimmenden; die ohnedies so mühsam erhaltene Ordnung hatte ein Ende und Alles fand den Tod in dem tiefen, felsigen Abgrunde. Die wackern Gänse hatten das Capitol gerettet und Jahrhunderte nachher hielt man in dankbarer Erinnerung immerfort einige, die nie geschlachtet wurden.

Der Muth entfiel den Galliern jetzt bedeutend. Auch bei ihnen stellte sich der Hunger ein und zugleich wüthete eine furchtbare Seuche im Lager; viele Tage strömte der Regen herab, ohne daß irgend ein festes Obdach schützte, denn sie hatten ja die ganze Stadt abgebrannt. Regnete es nicht und gab es Sturm, so wirbelte der Staub empor, daß kein Mensch den andern sah. Bewußt war Alles ringsumher und Lebensmittel mußten aus weiter Ferne herbeigeführt werden, indem die deshalb ausgesendeten Scharen häufig überfallen und vernichtet wurden. Wir wissen ja, wie Camillus ihnen aufauerte; oben auf dem Capitol ward aber auch der Mangel alle Tage größer und die Hoffnung, bald entsetzt zu werden, schien sich ebenfalls nicht zu verwirklichen. Die Krieger, welche Camillus zusammengebracht hatte, schienen immer noch nicht zahlreich genug, die Gesamtmacht der Gallier sicher angreifen zu können, und die Folge von dem Allen war, daß man sich auf dem Capitol mit den Galliern zu einem Abkommen verstand. Beide Theile boten die Hand. „Gebt uns tausend Pfund Gold und sichert uns Lebensmittel in allen Städten und Wagen, unsere Habe mitzunehmen, so ziehen wir ab. Und baut ihr eure Stadt wieder auf, so verspricht, in den Mauern ein Thor zu lassen, das Tag und Nacht offen bleibt zur immerwährenden Erinnerung.“ So sprach der Brenn der Gallier. Die erste Bedingung war hart, die dritte sehr fränkend; doch es

war Rom oder das Capitol in Nothen, man schlug ein. Am 13. Februar 389 v. Chr. ward der Tractat genehmigt, besiegelt und feierlich beschworen. Was nur von Gold auf dem Capitol zu finden war, trug man herbei und den Felsen hinab, wo der Brenn stand, Wage und Gewicht zur Seite. Seine Diener hatten falsches, zu schweres Gewicht, und ein römischer Befehlshaber, darüber zornig, machte seinem Unwillen mit rauen Worten Luft. Doch der Brenn antwortete gar nicht, sondern legte nur das Schwert nebst Gurt in die Wagschale.

Was soll dies? rief der Römer.

Nichts, als wehe den Besiegten! bekam er zur trockenen Antwort.

Da dies Wort noch heute in unsern Kriegen gilt, so darf man sich nicht wundern, wenn ein halber Wilder es damals aussprach. Die Sache war, was den ersten Friedenspunkt betraf, abgemacht. Dem zweiten gemäß zogen die Gallier längs beiden Ufern der Tiber ab, allein nur wenige erreichten den Po wieder. Der Dictator Camillus erklärte den Friedensschluß für ungültig. „Das Recht hierzu und die Bestätigung ist meine Sache!“ rief er. Nirgends erhielten demnach die Gallier Lebensmittel, wenn sie nicht Gewalt anwendeten, und jeden Augenblick sahen sie sich angegriffen, daß am Ende von Brenn und seinem Heere kaum eine Spur noch übrig blieb. Den dritten Punkt des mit ihm geschlossenen Friedens, ein immer offenes Thor zu bauen, erfüllte Rom endlich; es wurde freilich auf einem ganz unzugänglichen Punkte angelegt, und die ganze Sache war wol mehr der Nachkommen wegen, um sie an die Tage des Schreckens zu erinnern, welche das junge Rom in dieser Zeit verlebte hatte. Die Erinnerung daran kam nie aus seinem Gedächtnisse; dies würde schon die Achtung beweisen, in welcher die wachsam gewesenen rettenden Gänse blieben. Allein wir haben noch zwei viel schrecklichere Belege davon. Im Jahre 228 v. Chr. hatte Rom einen neuen Angriff von noch viel mehr tausend Galliern zu fürchten, und die Erinnerung an diesen ersten Sturm war so lebhaft, daß man einen Gallier und sein Weib lebendig in ein gemauertes Grab steckte und sie darin umkommen ließ. Die Sybillinischen Bücher hatten nämlich die Weissagung, wie Rom zwei mal in den Besitz dieses Volks kommen werde, und das Priestercollegium erklärte, durch die Vermauerung des unglücklichen Paares werde die Prophezeiung erfüllt; denn diese seien nun ja im Besitz von Roms Grund und Boden. Ganz in gleicher Weise fand dasselbe Menschenopfer 13 Jahre später, 215 v. Chr., aus gleicher Ursache statt. Diesmal hatten gar vier Unglückliche solch grausames Schicksal. In der That aber könnte man wol fragen, wie die Geschiede der Welt sich gestaltet hätten, wenn auch das Capitol erobert, der letzte Kern des römischen Volks hier vernichtet worden und statt seiner ein gallisches Reich entstanden wäre? Eine ganz andere Richtung hätte die Weltgeschichte genommen, allein welche? Dies bestimmen zu wollen, wäre ebenso große Thorheit als vergebliche Arbeit und Mühe.

Jean Dominique de Larrey.

Die unlängst erschienene Biographie dieses berühmten französischen Militärchirurgen gewährt das anziehende Bild eines Lebens, das mitten unter den



Verwünnungen des Kriegs der thätigsten Menschenliebe und Aufopferung gewidmet war. Larrey war der Erfinder der sogenannten fliegenden Ambulancen (Feldspitäler), kämpfte in Syrien und Aegypten gegen die Pest und die verderbliche Augenentzündung, in Russland gegen Frost- und Hungerseuchen und entriß ihnen Tausende von Opfern. Während der Schlacht bei Wagram hatte er unter vollem Kugelregen zwölf höhere Offiziere zu amputiren. Seine Hülfe ließ er übrigens stets der schwersten Wunde zu Theil werden, nicht dem höhern Range. Seine Sorgfalt widmete er nicht bloß seinen Landsleuten, den Franzosen, sondern auch den Feinden. Er heilte in dem verhängnißvollen Jahre 1812 auch russische Offiziere und nahm ihre Dankbarkeit für seine gefangenen Landsleute in An-

spruch. Fleisch und Knochen der getödteten Pferde verwandte er zu nahrhaften Suppen für seine Kranken. Als er an der Beresina in Gefahr war zu ertrinken, hoben ihn die Soldaten von Hand zu Hand unter dem Rufe: „Laßt uns ihn retten, der uns gerettet hat!“ Gegen 130 Schlachten und kleinere Treffen gaben ihm Gelegenheit, seine Kunst zu erproben. Napoleon hatte ihn in den Adelstand erhoben und bezeichnete ihn in seinem Testamente als den tugendhaftesten Mann, den er je kennen gelernt habe. Später reiste Larrey freiwillig nach Algerien, um die Militairheilstalten daselbst zu besichtigen und besser einrichten zu helfen. Es ist ihm in der Nähe des Invalidenhauses ein Monument errichtet worden.

## Der Tempel des Fo.



Der Tempel des Fo, am nordwestlichen Thore von Kanton in China gelegen, ist ein prächtiges Gebäude. Alle Mauern, Thore und Fenster schimmern von Purpur und Lasuren. Auf marmorenen Tafeln prangen goldene Sprüche der Weisheit. Vor dem Eingange des Tempels wehen auf hohen Mastbäumen scharlachrothe

Wimpel. Auf riesengroßen Fahnen von weißer Seide flattert der Drache, das dem Fo geheiligte Unthier, in Feuerfarben gemalt. Rings um den Tempel aber stehen uralte himmelhohe Bäume, Palmen, virginische Cedern, Lorber- und schwarze Wallnusbäume und hüllen das erhabene Gebäude in heilige Schatten.



## Die Korybantischen Tänze.



Die alten Griechen feierten durch Tanz und Gesang die Wiederkehr der Jahreszeiten, den Schluß der Erntezeit, die Weinlese und alle Hauptereignisse des Landlebens. Manche Arten der Tänze gehörten zum Dienste der großen Gottheiten, z. B. die hier dargestellten Korybantischen, welche ernst und würdevoll zu Ehren des Zeus veranstaltet wurden.

## Der in seinem Wahn glückliche Bildersammler.

(Beschluß.)

Als ich den Grafen kennen lernte — es war vier Jahre später — wohnte er vier Treppen hoch und hatte auf fünf Jahre voraus seine Einkünfte verausgabt. Er lebte mit einem alten Diener vom Erlös einiger noch übriggebliebenen Kostbarkeiten.

Einer seiner Freunde hatte mir von ihm erzählt und ich bat mir die Ehre aus, ihm vorgestellt zu werden.

Eines Abends gingen wir zu ihm; ich stieg vier hohe, schmale Treppen hinauf und zog die Klingel; ein Diener öffnete mir — noch in Livree, obwohl so abgetragen und schäbig, daß die Farbe nicht mehr zu erkennen war. Nichtsdestoweniger erkannte man sofort an seinen Manieren und seiner Sprache den Bedienten aus einem vornehmen Hause; er führte mich in ein Vorzimmer, das fast ganz ohne Möbel war, bat sich meinen Namen aus und ging, um mich zu melden.

Der Salon, der gleichzeitig dem alten Grafen als Schlafzimmer diente, hatte ein höchst ärmliches und trübseliges Ansehen; ein Bett, ein Tisch und einige Stühle machten das ganze Mobiliar aus. Nur ein paar einzelne Stücke erinnerten noch in ihren Trümmern an den ehemaligen Glanz des Greises, den ich begrüßte. Schwach und krank saß er in einem großen Lehnstuhle, von rothem Maroquin überzogen, und sein

Schlafrock war mit einem Pelzwerk verbrämt, das aller Wahrscheinlichkeit nach ehemals Hermelin gewesen war; er hatte ein sehr zerlesenes Buch in der Hand; ein Teppich, der ebenfalls einmal sehr schön gewesen sein mußte, nun aber beinahe in Stücken zu zerfallen drohte, bedeckte zum Theil den Fußboden des Zimmers. Er erhob sich, uns willkommen zu heißen.

Ich bemerkte, daß die beiden Wachskerzen, die das Zimmer erhellten, von ungleicher Höhe waren, ein deutliches Zeichen, daß sie in der Regel nicht beide zugleich angezündet werden mochten.

Mit innigem Wohlgefallen betrachtete ich die Ergebenheit des Bedienten, sein respectvolles Benehmen, seine über alle Beschreibung große Aufmerksamkeit gegen den alten Grafen; es zeugte dies nicht minder von seiner Treue und seinem guten Herzen, als von der Scham, die er über die Armuth seines Herrn empfand.

Ich bat mir von dem Grafen die Erlaubniß aus, ihn einmal eines Morgens stören zu dürfen, um seine herrliche Galerie, von der ich so viel gehört, zu sehen.

Wie ein Sonnenstrahl verbreitete sich ein Schimmer der Freude über das Gesicht des Greises, seine Augen leuchteten vor Lust. „Mein Herr“, sagte er, „ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen



meine Bilder zu zeigen, aber gegenwärtig ist das Wetter gerade äußerst ungünstig; der dicke Nebel, der seit einigen Tagen über der Stadt liegt, will noch immer nicht weichen, und ich muß Ihnen gestehen, ich bin in Bezug auf diese meine Adoptivkinder wie ein eitler Vater — nur in ihrem vollen Glanze möchte ich sie Ihnen zeigen. Sobald das Wetter nur etwas heiterer wird, so kommen Sie; Sie finden mich immer zu Hause!“

Eines Tags darauf wurde das Wetter schön, die Sonne schien hell und warm; in der Mittagsstunde punkt 12 Uhr fand ich mich beim Grafen ein.

Er frühstückte gerade — und wie Alles in dieser Wohnung den allertraurigsten Zustand der Armuth verrieth, nämlich den, der auf Überfluß und Reichthum folgt und noch durch die schmerzliche Erinnerung an einen bessern gesteigert wird, so auch Das, was ich sogleich wieder beim Eintritt sah. Der alte Graf trank seine Chocolate aus einer kostbaren Tasse von japanischem Porzellan, an welcher der Henkel fehlte.

Er selbst schien von all dieser Armuth wenig zu fühlen, aber der Bediente war aufs tiefste davon gebeugt; damit ich den zinnernen Löffel nicht sehen sollte, nahm er ihn rasch von der Tasse, ohne daß der Herr es gewahr wurde, und dieser, da er ihn nicht mehr bei der Hand fand, suchte auch nicht weiter danach. Pierre stand hinter dem Stuhle seines Herrn, die Serviette über den Arm, aufmerksam und bereit auf den leisesten Wink; bei keinem Gastmahl, auch dem feinsten nicht, habe ich je eine so sorgfältige und musterhafte Bedienung gesehen, als hier bei dieser Tasse Chocolate.

Der Graf fragte mich, ob ich schon gefrühstückt. Ich wäre lieber umgefallen vor Hunger, als daß ich Pierre's Verlegenheit zur Verzweiflung hätte steigern sollen, denn schon zitterte er sichtlich in Gedanken an die abschrecklichen zinnernen Löffel; ich antwortete also aufs bestimmteste mit Ja.

Pierre trug ab. Der alte Graf sprach einige Augenblicke von gleichgültigen Dingen; aber man merkte ihm wol an, wie beschwerlich es ihm fiel, diesem Gebrauch, dieser Außerlichkeit des guten Tons zu genügen und mich nicht sogleich in seine Galerie führen zu dürfen. Endlich stand er auf und bat mich, ihm zu folgen. Wir stiegen noch eine Treppe hinauf und zwar eine so schmale und steile Stiege, daß es mir bei seinem Alter bedenklich schien, ihn allein hinaufsteigen zu lassen. Ich bot ihm meinen Arm an, aber er dankte verbindlich und mit einer höchst anmuthigen Geberde und stieg noch behend genug hinauf. Dann öffnete er eine Bodenthür: denn in der That, es war auf einem Boden, wo er seine Bilder aufgestellt hatte; mehre eben nicht große Lücken im Dach, die mit Glasfenstern verschlossen waren, gaben ihnen das nothdürftige Licht.

Der Greis stand einen Moment still, um Athem zu schöpfen und sich zu erheben. Ich betrachtete ihn; die reinste Freude verklärte sein Gesicht, seine Stimme wurde bewegter, lebhafter, obwohl er sie in diesem Verschlage, der für ihn ein Tempel war, immer ein wenig verhielt, wie wir es wol in einer Kirche oder auf einem Kirchhofe zu thun pflegen. Er hatte sorgfältig die Thür von innen abgeschlossen. Der Raum, in dem wir uns befanden, war, wie gesagt, eine ganz gewöhnliche Bodenkammer.

Hier, mein Herr, sagte er, meine Italiener! Bewundern Sie diese unschätzbaren Meisterwerke. Man möchte auf die Knie sinken vor dieser wundervollen

Jungfrau von Perugino; welche Reinheit der Empfindung darin, welch ein Ausdruck der holdesten Reinheit! . . . Dies Bild, mein Herr, ist das Meisterstück jenes berühmten Malers, dem Rafael seine Bildung verdankt. Betrachten Sie es genau und mit Aufmerksamkeit! Im ganzen Louvre finden Sie nicht ein zweites von solcher Vollendung. Dieser Christuskopf ist von Michel Angelo; er gilt für das an energischer Wirkung reichste Bild des großen Meisters.

Während er so sprach, betrachtete ich die Bilder und glaubte wirklich einen Augenblick, Alles sei ein Traum. Denn was er mir mit einer solchen Begeisterung zeigte, war nichts als ein Duzend sehr mittelmäßiger Copien von Meisterwerken, die er im Original zu besitzen wähnte. Aber er war so glücklich, und das Glück eines Menschen ist ein so schönes Ding, so selten und heilig zugleich, daß ich den Greis um Alles in der Welt nicht aus seinem Wahne hätte erwecken mögen. Ich nahm mir vor, ihn mit den übertriebensten Lobeserhebungen seiner schlechten Bilder zu erfreuen, aber er ließ es gar nicht dazu kommen, er überhob mich dieser Lüge; ein Urtheilen über seine Kunstwerke, ein kritisches Besprechen derselben gestattete er gar nicht, er setzte gar nichts Anderes voraus, wollte gar nichts Anderes als unbedingte Bewunderung und wo möglich sprachloses Erstaaunen. Er hatte so viel Lob und Entzücken in sich selber, daß er des meinigen nicht erst bedurfte, daß es ihm ganz gleichgültig war. Er führte mich zur zweiten Abtheilung.

Hier haben Sie meine Florentiner! sagte er. Einzelne von diesen Bildern, die der Graf wirklich zu besitzen glaubte, hatte ich im Original an verschiedenen Orten und in verschiedenen Ländern gesehen. Bei einigen erzählte er mir auch wol, mit welcher Mühe er sie an sich gebracht habe.

Hier z. B. dieser Leonardo da Vinci von der höchsten Schönheit — schauen Sie her! Es ist ein förmlicher Roman die Geschichte, die mich zum glücklichsten Eigenthümer dieses Meisterstücks gemacht hat. Ich habe meine Pferde verkauft, um es an mich zu bringen, und nur mit äußerster Mühe ist es mir gelungen, es einem andern Liebhaber, den ich weiter nicht kenne und der, wie mir Samuel, ein Jude, mit dem ich handle, vertraut hat, gewaltig Jagd darauf gemacht, aus den Händen zu winden.

Hier meine Niederländer! Leider besitze ich nur eine geringe Anzahl derselben, sagte er traurig; aber ich bin jetzt arm.

Er hatte seiner Armuth mit keinem Worte erwähnt, als ich ihm meinen Besuch abgestattet und die Dürftigkeit mit Augen gesehen hatte, in der er lebte, er, der Sproß einer der vornehmsten und reichsten Familien; erst jetzt sprach er davon. Als ihm einfiel, daß er keine Bilder mehr kaufen könne, da sprach er von seiner Armuth.

Man hatte ihn förmlich bestohlen und ausgeplündert! Seine vermeintlich erlesene Sammlung hatte ihm enorme Summen gekostet, und es war kein einziges Bild darunter, das ein nur einigermaßen kunstverständiger Liebhaber in seinen Speisesaal hätte aufhängen mögen.

Aber nie hatte ihn Jemand aus seinem Wahne, aus seiner glücklichen Täuschung reißen wollen. Jeder machte es wie ich. Er war in seinem Irrthume so glücklich, so reich! Mit einem Worte hätte man ihn in Armuth und Verzweiflung stürzen können. Ich sagte ihm meinen Dank und ging.

Nach einiger Zeit besuchte ich ihn noch einmal;



dann verreiste ich, und als ich nach Jahresfrist zurückkehrte, erfuhr ich von dem Portier, daß der alte Graf vor drei Tagen gestorben sei. Er war zuletzt in die drückendste Armuth gerathen. Obgleich er seit geraumer Zeit nur vom Erlös einiger Kostbarkeiten lebte, die er noch besessen, kaufte er nichtsdestoweniger immer noch Gemälde. Endlich sah er sich genöthigt, seine Orden, die reich mit Edelsteinen besetzt waren und durch die erlauchten Hände, die sie ihm ertheilt, einen noch höhern Werth gewonnen hatten als durch die Steine, die daran prangten, zu verkaufen; er war so weit heruntergekommen, daß er nur noch ein paar Kleinodien besaß, die seine Mutter getragen hatte und die er durchaus nicht verkaufen wollte. Der Tod ersparte ihm den traurigen Kampf zwischen diesem Gefühl der Pietät und der Noth, die immer dringender wurde. Als er auf dem Sterbebette lag, vier Tage vor seinem Tode, begehrte ihn Samuel, der Bildhändler, zu sprechen.

Pierre wies ihn ab; sein Herr sei sehr krank und könne Niemand empfangen. Samuel beharrte auf seinem Verlangen. Pierre wurde böse. Es lag keine lange Reihe von Zimmern zwischen dem Vorzimmer und dem Bett des alten Grafen; er hörte den Wortwechsel und verlangte zu wissen, was vorgehe.

Herr Graf, versetzte Pierre, es ist der Jude Samuel, der den Eintritt erzwingen will.

Samuel war Pierre auf dem Fuße gefolgt, wagte aber doch nicht, ins Zimmer zu treten. „Herr Graf“, rief er durch die Thür, „ich bin es, ich komme, Ihnen einen herrlichen Fund anzubieten.“

Ach, sagte der alte Graf mit zitternder Stimme, ach, mein guter Samuel — ich kaufe nichts mehr, mit mir geht es zum Sterben!

Es ist ein Rembrandt! fuhr Samuel fort.

Ein Rembrandt! rief der Graf — aber seine Stimme brach wieder zusammen. Ach wie schön! Aber was soll ich damit machen? Ich bin ja morgen vielleicht schon todt.

Sie werden noch 20 Jahre leben und darüber, versetzte Samuel immer noch durch die Thür; es ist aus Rembrandt's besser Zeit.

Ich kann es mir denken, es muß köstlich sein, sagte der Graf — aber ich sterbe — o wie schwach ich mich fühle mit einem male!

Der Herr Graf wissen, unterbrach ihn Pierre, daß der Arzt Ihnen verboten hat zu sprechen; er hat es mir auf die Seele gebunden, Niemand vorzulassen und nur die Zudringlichkeit dieses verdammten Juden —

Pierre, sagte der Graf, bringe mir sein Bild.

Pierre gehorchte. Samuel wollte ihm nach ins Zimmer bringen, wurde aber mit einem tüchtigen Rippenstoße zurückgeworfen.

Ziehe den Vorhang zurück! rief der Graf.

Mit Mühe öffnete der Graf die Augen. „Sollte das ein Rembrandt sein?“

Wie, Herr Graf, rief Samuel von außen, Sie können daran zweifeln, Sie, der erste Kenner in ganz Paris?

Pierre, gib mir ein Glas. Und mit zitternder Hand hielt er die Loupe und betrachtete aufmerksam das Bild. „Ja, es ist ein Rembrandt, aber nicht aus seiner besten Zeit, wie du mich möchtest glauben machen.“

Aber Herr Graf...

Ich weiß, was ich sage. Es ist sehr schön... aber ich habe kein Geld.

Wie, Herr Graf, ich sollte einen Rembrandt wieder von Ihnen wegtragen?

Laß mich in Ruhe, Samuel; ich liege im Sterben und habe kein Geld.

Aber ich verlange gar kein Geld vom Herrn Grafen; ich bin mit einem Schuldschein zufrieden.

Von mir ein Schuldschein? Ich sage dir, morgen bin ich nicht mehr am Leben, und übrigens würde ich nie so viel Geld haben, den Schein einzulösen.

So gedulde ich mich, so hinterlasse ich ihn meinen Kindern und Ihre Erben mögen ihn bezahlen. Wohlan, Herr Graf, einen Wechsel in 13 Monaten fällig, 3000 Francs.

Der Graf sank vor Erschöpfung in die Kissen zurück.

Dreitausend Francs! es ist ja gar nichts, rief Samuel durch die Thür.

Gar nichts, murmelte der Graf vor sich hin.

Wissen Sie was, ich lasse es Ihnen für 2400 Francs, nur damit es nicht in die Hände eines Unverständigen kommt.

Der Graf antwortete nicht, er war zu schwach. Samuel glaubte, er überlege sich die Sache und ließ nach und nach immer mehr herunter; endlich bot er dem Grafen das Bild für 1500 Francs an.

Nun denn, Pierre, sagte der Graf, nachdem er wieder einigermaßen zu sich gekommen war, richte mich auf. — Samuel, bring dein Papier.

Samuel trat ein und der Graf, von Pierre unterstützt, schrieb mit zitternder Hand auf einen Stempelbogen den Wechsel über 1500 Francs. Kurz darauf verschied er.

Bei Eröffnung seines Testaments fand man unter andern folgende Bestimmungen: „Meinem Neffen Paul, der sie hat schäßen gelernt, vermache ich meine Gemäldegalerie, die mir 400,000 Francs kostet und beinahe noch einmal so viel werth ist. Sein Bruder, mein Neffe Eugen, der sich selbst für ein größeres Talent hält als irgend einen Meister in der Welt, soll nur haben, was ich noch an Kostbarkeiten besitze, als da sind: zwei Portraits, an denen zwei kostbare Brillanten befindlich, und ein Ring mit drei schönen Rubinen, den ich von seinem Vater habe. Mein Neffe Paul soll meinen guten treuen Pierre zu sich nehmen und ihn unterhalten, bis er einmal stirbt. Ein so treuer Freund soll nicht im Hospital sterben.“

Die Bilder wurden auf dem Wege der Auction für 1300 Francs verkauft, und dies war noch ein Drittel über den eigentlichen Werth; für zwei Jahre war der Graf dem Wirthe die Miethe schuldig, was hiernach noch übrigblieb von den 1300 Francs, reichete kaum hin, die Auctionskosten zu decken.

Zuletzt kam auch noch Samuel und zeigte seinen Wechsel vor, aber auf die Drohung, daß eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet werden würde, wenn er sich nicht billig finden ließe, zog er gelindere Saiten auf, gab den Wechsel heraus und nahm die elende Copie zurück, die er dem Grafen für ein Original verkauft hatte.

Eugen war nicht reich. Er verkaufte die Brillanten von den Portraits, bezahlte von dem Erlös einige andere Schulden seines Vaters, ließ ihn anständig bestatten und kaufte eine Stelle auf dem Kirchhofe, wo er ihm ein kleines Grabmal errichten ließ. Nur den Ring seines Vaters behielt er.

Paul weigerte sich, Pierre bei sich aufzunehmen, der alte getreue Diener lebte noch ein paar Jahre und starb endlich auch noch bei Eugen.



## Mannichfaltiges.

**Ein Sortiment Touristen.** Es gibt jetzt allenthalben Touristen; allenthalben zugleich stereotype Figuren unter ihnen. Hier einige.

Nr. 1. Der Undurchdringliche.)



Er ist stets traurig und sorgenvoll, wird aber seines undurchdringlichen Regenmantels wegen nie naß. Langsam und schüchtern steigt er den Abhang hinab, sehnt den Regen herbei und hüllt sich beim ersten Tropfen in seinen Unnahbaren. Ein curioser Kauz!

**Die große Sahara (Wüste),** durch welche man am kürzesten und sichersten vom Norden her nach Mittelafrrika vordringen kann, mag doch vielfältig ganz anders sein, als wir es uns nach den oft sich geradezu widersprechenden Berichten flüchtiger Reisenden vorstellen. Des Engländers Richardson eben erschienene „Reisen durch die große Sahara“ bringen in dieser Beziehung viel Neues. Nach ihm gibt es in der Sahara keine räuberischen Thiere; der Löwe in der Wüste sei eine Mythe, denn der König der Thiere vertausche nie seine reichen Domainen, die dichten Wälder, die sprudelnden Wasserfälle, wo er leicht seine Beute finde, mit den nackten, unfruchtbaren, sandigen Einöden der Sahara. Adler und Geier, welche Maler und Dichter, über Menschen und Lastthieren schwebend darzustellen lieben, wenn jene auf dem brennenden Sande mit dem Tode ringen, wagen sich nie in diese Regionen, wo das Wasser so selten sei. Die ausgebrehte, mit Felsen übersäete Wüste nähre nicht einmal kriechendes Gewürm, mit Ausnahme des Skorpions und einer Art Eidechsen, eines Salamanders, der in den feurigen Sonnenstrahlen, seinem Elemente, lebt. Die riesenhafte Schlange, die einst angeblich den Marsch der Armee des Regulus aufgehalten habe, müsse einzig in ihrer Art gewesen sein, denn Niemand habe seitdem eine ähnliche gesehen. Nach Richardson ist die Sahara vollkommen ohne Leben und Bewegung; man erblicke dort weder Thiere noch Gewächse.

**Der kleine Jordan.** In der Reformationszeit, im Jahre 1524, ward dem Bauer Martin Kratsch in Loffen im Altenburgischen ein Knabe geboren, den er gern in evangelischer Weise, mit Luther's Worten in dem von ihm herausgegebenen Taufbüchlein, getauft haben wollte. Aber sein Pfarrer, Simon Pöpper in Gödern, der ein eifriger Papist war, schlug es ihm ab. Der Kindtaufvater wendete sich nun mit seinem Anliegen an den Pfarrer Bartholomäus Krag in Lockwitz, der evangelisch gesinnt war. Dieser sagte ihm die Vollziehung der Taufe zu, dafern er sie außerhalb der Kirche

verrichten lassen wolle. Der Bauer ließ sich diese Bedingung gefallen. Der Pfarrer stellte sich zur verabredeten Zeit in Loffen ein und an einem Bache, der von Romfisch herabkommt und durch Loffen fließt, ward die Handlung vollzogen. Es hatte sich eine große Menge Volks zu beiden Seiten des Bachs eingefunden. Der Pfarrer hielt eine Rede, durch welche er die Pauthen des Täufelings und das versammelte Volk an die Taufe des Heilands im Jordan erinnerte. Dann stellte er sich mit den Pauthen auf einige Breter, die er über den Bach hatte legen lassen, schöpfte mit der Hand Wasser aus dem Bache und taufte damit das Kind, Alles in deutscher Sprache, nach Luther's Taufbüchlein. Diese ungewöhnliche Taufe that der Ausbreitung der Reformation guten Vorschub und das Bächlein führt noch heutiges Tages den an der Spitze dieser Nothig gestellten Namen.

**Ein Glas Wasser.** Der Augenblick, wo in Petersburg im Anfange des April, selten am Ende des März, die Gewässer der Newa warm und kräftig genug sind, um den sie drückenden Eismantel zu sprengen, wird mit Sehnsucht erwartet, und kaum schieben sich die schmutzigen Eischollen so weit vor, daß sie den glatten Spiegel auf eine Bootsbreite enthüllen, so erdonnern die Kanonen von der Festung, um den erwünschtesten Moment den Bewohnern zu verkünden. Zu dieser Zeit, sei es Nacht oder Tag, steigt der Commandant der Festung, mit allen Zeichen seines Ranges angethan und von seinem Stabe begleitet, in eine prächtig geschmückte Gondel, um zum gegenüberliegenden Palaste des Kaisers zu fahren. In einen schönen Krystallbecher schöpft er das klare Newawasser, um es als die erste und schönste Gabe des Flusses dem Kaiser im Namen des Frühlings darzubringen. Er meldet seinem Herrn, daß die Nacht des Winters gebrochen sei, daß eine fröhliche Schifffahrt gehofft werden könne, zeigt ihm als den ersten Wasserichwan seine Gondel am Ufer und überreicht ihm den Newabecher, den der Kaiser auf die Gesundheit seiner Residenz leert. Das Glas gibt er dem Commandanten mit Gold gefüllt zurück. Früher bekam er es gestrichen voll Dukaten. Da aber mit der Zeit die Becher immer größer wurden, sodaß der Kaiser immer mehr Wasser trinken und immer mehr Gold zahlen mußte, so ward endlich die Summe auf 200 Dukaten festgesetzt, die dem Commandanten zugezählt werden, gewiß ein kaiserlicher Lohn für — ein Glas Wasser.

**Die Langbezopften Soldaten,** die uns bisweilen in Theaterstücken, welche in frühern Zeiten spielen, vorgeführt werden, kommen uns jetzt wie Caricaturen vor. In Ansehung der Länge der Pöppe war völlige Freiheit. Unter Friedrich dem Großen diente ein Capitain, welcher einen Pöpp trug, der bis auf die Erde schleppte und den er beim Exerciren in die Rocktasche steckte. Er brauchte 70—80 Ellen Pöppband. Es war eine Grille der Zeit; aber die bezopften Krieger waren doch nicht zu verachten, wie Fontane von den alten preußischen Helden sagt:

„Ich halt' es mit den Pöppen,  
Wenn solche Männer dran“ —

**Noch einmal: Nitschewó.** Bei der Aufstellung der riesigen Alexandersäule in Petersburg gerieth einer der Zimmerleute mit seinem Arme unter eine Walze und war in Gefahr, mit dem ganzen Körper unter dieselbe zu gerathen. Sein Nachbar zog sogleich sein Beil aus dem Gürtel, hieb ihm den Arm ab und sagte: „Nitschewó, Brot!“ (Es hat nichts zu bedeuten, Bruder!)